

Hrsg. Ullrich Junker

Venediger in Agnetendorf

Von Josef Honsalek (Hermsdorf)

Im Juni 2019
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg



Venediger in Agnetendorf

Von Josef Honsalek (Hermsdorf)

Vor etwa hundert Jahren – oder ist es noch länger her? – gehörte das Haus Nr. 107, eines der obersten Häuser in Agnetendorf, einem gewissen Sommer. (Der gegenwärtige Besitzer, der mir die Sache mitgeteilt hat, heißt August Schultz.) Bei diesem Sommer stellte sich alljährlich, stets um dieselbe Zeit, ein Fremder ein, der schwarz und unheimlich aussah, fast wie ein Geistlicher gekleidet war, und welcher, Nachtquartier verlangend, sich als einen „Wälschen aus Italien“ ausgab. Derselbe suchte den p. Sommer zu bereden, er solle mit ihm gehen, er werde ihm verschiedene Schätze im Riesengebirge zeigen. Allein Sommer fürchtete sich vor dem Unheimlichen. Das eine Jahr erschien der letztere nicht; statt seiner erhob sich, wie Sommer beim Futtermachen gewahrte, bei einem Wirbelwind, das emporgewirbelte Heu in Form einer menschlichen Gestalt. Da schleudert Sommer sein langes, scharfes Messer in den Wirbel, worauf die Gestalt, zugleich aber auch das Messer verschwinden. Drei Tage später kommt der Wälsche – der aber etwas hinkt – wieder zu Sommer und redet ihm zu, er habe ihn ja nun schon öfters besucht, Sommer möge doch nun auch einmal mit ihm

gehen, um zu sehen, wo und wie er wohne und wie bei ihm alles eingerichtet sei. Da erwidert Sommer: „Ja, ich will mit Dir gehen, aber sehr weit kann ich nicht, ich bin schon zu alt.“ Hierauf breitet der Wälsche seinen Mantel aus, und als Sommer mit ihm daraus Platz genommen, trägt der Mantel sie durch die Lüfte und sie steigen in einer wunderschönen Stadt vor einem großen, sechsstöckigen Hause ab und treten in dasselbe, das prachtvoll eingerichtet ist, ein. Hier wird dem Sommer ein leckeres Mahl vorgesetzt und neben seinem Teller erblickt er voll Verwunderung sein Messer, welches er in den Heuwirbel geworfen hatte. Auf Sommers Ausruf: „Wie kommt mein Messer hierher“, erwidert der Wälsche in ernstem, aber doch freundlichem Tone: „Ich habe Dir Gutes erweisen und Dir die Schätze Deines Gebirges zeigen wollen; statt mir zu folgen, hast Du Dein Messer nach mir geworfen und mich am Beine verletzt. Das thue künftig nicht wieder.“ Der Wälsche erschien hierbei aber dem Sommer, trotz seines gütigen Wesens, abermals so unheimlich, daß er nach seinem Hause in Agnetendorf, zurückverlangte. Da breitete der Wälsche seinen Mantel wieder aus, sie flogen durch die Lüfte bis vor Sommers Hausthür zurück, und der Venediger verabschiedete sich mit der Bemerkung von Sommer: „Wenn Du etwas finden willst im Gebirge, so denke an mich und schreibe an mich“ – und flog auf einem Mantel wieder heim. Je länger der p· Sommer über das alles nachdachte, umso mehr erwuchs in ihm die Neigung, den Wälschen herbeizurufen und seinen Weisungen sich anzuvertrauen. Als Sommer diesen Entschluß jedoch seiner Frau mitteilte, warnte ihn diese eindringlich davor, Umgang mit solchen unheimlichen Geistern zu haben; und durch ihre Ermahnung, er möge lieber seine Wirtschaft ordentlich, wie bisher, betreiben, hielt sie ihren Mann davon ab, sich fernerhin mit dem unheimlichen Fremden einzulassen.

Hermsdorf, im Oktober 1893. Josef Honsalek.

Zu der vorstehend von Herrn Honsalek mitgeteilten Walensage seien einige Bemerkungen gestattet. Dieselbe findet sich unter mancherlei Variationen auch in anderen Gegenden Deutschlands wieder c. Mannhardt B.-K. S. 132. Anmerkung). Herr Dr. Schurtz teilt einige dieser Variationen mit (Seifenbergbau S. 138) und weist hierbei auf die mythologische Bedeutung dieser Sage hin; denn indem der Venediger Böses mit Gutem vergilt oder vergelten will, gewinnen die Walen Ähnlichkeit mit wohlthätigen Göttern. Wie unheimlich trotz alledem das Treiben der angeblich Gold suchenden Venediger unserer Gebirgsbevölkerung erschienen ist, geht aus zwei anderen Agnetendorfer Sagen hervor, die mir, ziemlich übereinstimmend, von Herrn Honsalek und einer Frau Prox erzählt worden sind.

In Agnetendorf lebten – es ist nur etwa ein halbes Jahrhundert her – zwei Brüder, namens Geier, von welchen dem einen die „Vördermühle“, dem andern die

„Hintermühle“ gehörte. Diese Gebrüder Geier hatten durch einen anderen Agnetendorfer, „der alte Fritsch“ genannt, den Tag und die Stunde in Erfahrung gebracht, wo der Schatz sich heben läßt, der – nach dem Glauben mancher Leute noch heutigen Tages – unter dem sogen. „Geldstein“ am Hummelberg vergraben liegt. Der Geldstein liegt an der Stelle, wo der Weg von der Bismarckhöhe nach Hermsdorf mit dem Wege von Agnetendorf über „den Quirl“ nach Petersdorf sich kreuzt.

Als unsere drei Schatzgräber der Stelle sich näherten (es war um die Geisterstunde) sahen sie „den Schatz brennen“, d. i. in der Erde glühen und leuchten, Rasch und schweigsam räumten sie Boden und Gestein bei Seite und schickten sich an, den Schatz zu heben. Da hörten sie plötzlich ein Geräusch, und als sie aufblickten, standen neben ihnen zwei „flämische Männer“ und einer derselben sagte zum anderen: „Welchen greifen wir zuerst?“ In seinem Schrecken hierüber vergaß einer der Gebrüder Geier, daß bei Schatzgräbereien kein Wort gesprochen werden darf, und rief aus: „Um Gotteswillen, mich nicht!“ Bei diesem Ausruf aber verschwanden nicht nur die „flämischen“ Männer, sondern auch der Schatz (ctr. Grimm, Deutsche Mythologie, Bd. 2 S. 811 und Bd. 3 S. 441; die „Chemnitzer Rocken-Philosophie“ lehrt: „Wer einen Schatz heben will, soll dabei nicht reden.“). Und zwei Agnetendorfer Frauen erging es bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht besser. Frau Fritsch und Frau Schön (sie sind erst vor kurzem gestorben) bestiegen zusammen den Matzlerberg, um Beeren oder Pilze zu sammeln. Auf einmal hören sie etwas gerollt und gerumpelt kommen. Zuerst gewahrt Frau Fritsch, daß es eine Karte voll von Goldstücken ist, die von unsichtbarer Hand vorüber geschoben wird. Aber die alte Geschichte! Sie kann den Mund nicht halten, sondern sagt zur Frau Schön: „Du, guck amoal, ’s hoat su viel Gold hie, nimh Dir au a poar Stiekla!“ Kaum aber hatte sie den Mund ausgethan, als die Karte samt Inhalt im Erdboden verschwand, und nur einen einzigen Dukaten – welcher noch heut als Erbstück in der Familie verwahrt wird – hat Frau Fritsch, rasch zugreifend, noch erwischt (ctr. die Sage vom Waldweibchen mit der gebrochenen Schubkarre bei Mannhardt, Baum-Kultus S. 85).

Eine merkwürdige Erinnerung an die „Venediger“ lebt in der von Herrn Holmann-Spindlerbaude mitgeteilten Sage fort, nach welcher kein geringerer als Berggeist Rübezahl selber, ebenfalls aus Italien stammte; Rübezahl sei ein reicher, jovialer, zu allerlei Hokuspokus aufgelegter „Venediger“ gewesen, der um zu botanisieren, unser Gebirge durchstreift habe.

Zu den Walensagen in unseren Bergen ist auch die Erzählung zu rechnen, welche Dr. W. Schwartz in Nr. 3 des „Wanderer“ vom 5. November 1881 mitteilt. Nachdem die „weiße Frau“ mit einer Pfanne voll Gold – so wird erzählt – den beiden Mädchen aus Hermsdorf (bei Flinsberg) erschienen war, dieselben jedoch den rechten Augenblick, die weiße Frau zu erlösen, versäumt hatten, wurde das größere der beiden Mädchen allnächtlich von einem stoßen „schwarzen Manne“

heimgesucht; derselbe führte eine Rodehacke bei sich und forderte sie auf, ihm zu helfen: „einen Schatz zu heben“. Aber der Hund mit feurigen Augen, den er bei sich hat, ängstigt sie so, daß sie sagt, sie wolle nichts davon wissen.

In unserer Gebirgsbevölkerung mögen wohl noch hie und da andere Sagen überliefert werden, welche die Auffassung, die unsere Gebirgsleute von den Venedigern haben, beleuchten. Indessen genügen wohl die angeführten Beispiele, es erkennen zu lassen, daß jene angeblichen Goldsucher in der Erinnerung des Volkes als höchst unheimliche, mit dem Teufel im Bunde stehende Gesellen fortleben.

Hauptmann a. D. Cogho.